

Haustausch: Dein Haus Mein Haus

Warum im Urlaub mieten, wenn man auch tauschen kann? Martin Spiewak überlässt seit Jahren Wildfremden seine Wohnung – und nistet sich dafür in deren Zuhause ein. Eine Anleitung zum Ferienmachen in anderer Leute Privatsphäre.

Von Martin Spiewak / 16. Juni 2016 / Editiert am 8. Juli 2016

Für einen Moment halte ich den Atem an. Wie immer, wenn ich mit dem Schlüssel vor der fremden Tür stehe – hinter mir drängeln die Kinder, neben mir stöhnt meine Frau: "Jetzt geh schon rein" – und mir die Fragen und Gedanken durch den Kopf schießen.

Vor uns liegen zwei Wochen Herbstferien. Wie die ausfallen, hängt davon ab, was uns hinter der Tür des Vorstadthauses in dieser ruhigen, mit Ahornbäumen gesäumten Straße in Washington erwartet: Wird uns zur Freude der Jungs ein Fernseher in Wandgröße entgegenglänzen wie in Rom? Kann es die CD-Sammlung der Besitzer mit jener unserer Gastgeber in Madrid aufnehmen? Und fährt sich der versprochene Honda in der Garage so gut wie der Volvo in Quebec?

Oder stellt sich gleich heraus, dass wir diesmal einem Riesenschwindel aufgesessen sind? Dass der Schlüssel nicht passt. Dass nach längerem Herumgestochere am Schloss ein Mann erscheint und fragt, was wir um Gottes willen in seinem Haus wollen. Und dass genau in diesem Moment jemand in unserer Berliner Wohnung in aller Ruhe Schränke und Schubladen inspiziert und unsere Wertsachen mit unserem Auto abtransportiert.

Doch halt, die Tür geht auf, und wir betreten eine typisch amerikanische Küche: Neben dem überdimensionierten Gasherd steht eine Flasche kalifornischer Wein, im XXL-Kühlschrank finden sich Schinken, Käse, Milch und Bier für die ersten Tage. Die Betten sind frisch bezogen. In jedem Bad liegt ein Stapel Handtücher und auf dem Wohnzimmertisch ein Brief von Nancy und Roger: "Welcome to Washington!" Sie hoffen, dass wir uns bald wie zu Hause fühlen. "Benutzt, was Ihr braucht."

Nancy und Roger sind die Besitzer dieses Hauses. Doch in den nächsten zwei Wochen werden wir uns darin breitmachen – und sie sich in unserer Wohnung in Prenzlauer Berg. Wir sind Homeswapper, Haustauscher. Vor vier Jahren haben wir diese Form des Reisens entdeckt: Zwei Parteien finden sich über eine Internetplattform und vereinbaren, sich gegenseitig kostenlos ihre Wohnung oder ihr Haus zu überlassen, mal nur für ein paar Tage, mal für mehrere Wochen. Neun Länder und Städte haben wir bislang auf diese Weise erkundet: von Rom, Paris oder Amsterdam bis zu den Vereinigten Staaten und Kanada.

Per Wohnungstausch lässt es sich preiswert verreisen, da man das Geld für Hotel, Apartment oder Mietauto spart. Für einen echten Haustauscher ist diese Art des Ferienmachens jedoch mehr als eine billige Urlaubsform: die Möglichkeit, in einen unbekanntem Alltag einzutauchen und ein klein wenig wie ein Einheimischer zu leben. So hätten wir als Hotelgäste in Washington wohl nie den Brauch des amerikanischen Vorabendcocktails kennengelernt. Und auch Barack Obama hätten wir ohne Nancy und Roger nie getroffen.

Dabei waren die beiden nicht mal unsere erste Wahl – und wir nicht ihre.

Suchen

Washington stand schon lange auf unserer Wunschliste. Zwei Wochen im sonnigen Herbst, so nah wie möglich an Museumsmeile und Weißem Haus: Das war der Plan. Außerdem wollten wir, wie immer, eine Familienwohnung. Denn dort dürfen wir auf Kinderzimmer, Fahrradhelme und Kindersitze fürs Auto hoffen – und auf Verständnis, wenn einer der Jungs im Garten einen Rosenstrauch umkickt. Doch beim Blättern im digitalen Katalog konnten wir keine Wohnungswechselwilligen mit Kindern entdecken: Die Washingtoner Herbstferien begannen erst im November, unsere im Oktober.

Haustausch beruht auf Gegenseitigkeit, beide Parteien müssen sich finden, Zeit haben und wollen. Bei der Suche nach geeigneten Kandidaten helfen die Steckbriefe, die jeder Nutzer auf der Plattform erstellt. "Hell, behaglich, im beliebtesten Viertel Berlins", so preisen wir unsere Wohnung auf HomeExchange in englischer Sprache an. Dazu haben wir ein Dutzend Fotos eingestellt, die unsere Wohnung in günstigem Licht erscheinen lassen (das Wohnzimmer aufgeräumt, der Balkon mit blühenden Blumen), und loben den Charme unseres Viertels: den Park zum Joggen, den Eisladen von gegenüber, den Biomarkt am Wochenende.

Man hakt dann noch an, wen man sich als Tauschpartner wünscht (in unserem Fall: Familien mit Kindern) und wen eher nicht (Raucher und Haustierbesitzer), und nennt Wunschziele und Reisezeiten.

Für Amerikaner, Australier und Kanadier, die ein anderes Verhältnis zu Entfernungen haben, folgt in unserem Profil außerdem noch der Hinweis, dass Städte wie Hamburg oder Dresden ganz in der Nähe sind – "just two hours away".

Ein gewisser Enthusiasmus bei der Selbstbeschreibung ist durchaus erlaubt. Nur sollte man es mit dem Aufhübschen nicht zu weit treiben: Haustauscher suchen das Nichtkommerzielle, das Echte. Eine persönliche Note erhöht da die Chancen. Ein paar Jahre lang haben wir etwa ein Foto von uns in Quebec auf die Seite gestellt: Papa, Mama und zwei Jungs in Taucheranzügen nach dem Paddeln. Das sah nicht für alle vorteilhaft aus, aber irgendwie sympathisch.

Unser Profil ist beliebt, wir haben zwei bis drei Anfragen pro Woche – aus Paris, Karlsruhe, Barcelona, Toronto, Aarhus, Sacramento. Doch wer selbst sucht, bekommt eher, was er will. Bei unseren Wunschwohnungen waren daher immer wir es, die Kontakt aufnahmen.

Die einzige Sicherheit ist die Wohnung der anderen

Auch Nancy und Roger schrieben wir an – nachdem wir uns von unserem üblichen Beuteschema verabschiedet hatten: Weder war ihre Wohnung zentral gelegen, noch wirkte sie besonders familientauglich. Sie sind Rentner. Nancy arbeitete früher als Lehrerin, Roger als Lobbyist. Nach der Pensionierung haben sich die beiden aufs Reisen verlegt. Zwei Dutzend Mal waren sie laut Steckbrief unterwegs. In diesem Herbst, lasen wir, wollten sie wieder nach Europa, nur eigentlich nicht nach Berlin.

Wir schickten dennoch eine Anfrage und – Volltreffer. Aus ihrer ersten E-Mail erfuhren wir, dass die beiden oft ihre Enkel zu Hause haben, für Spielzeug und einen Fußball war also gesorgt. Für Herbst hatten sie außerdem schon einen Tausch nach Amsterdam verabredet – da sei es eigentlich praktisch, doch noch zwei Wochen Berlin dranzuhängen. Ein paar Tage später gaben wir uns gegenseitig über Skype eine Führung durch unser jeweiliges Zuhause und plauderten über unsere letzten Tauschaufenthalte. Ob sie für eine Woche vielleicht noch Rogers Schwester nach Berlin mitbringen könnten, fragten die beiden. Kein Problem, antworteten wir, bei uns würde gern noch die Oma mitfahren. Wir testeten vorsichtig weitere Kompatibilitäten ("Hier in Washington sind wir alle Demokraten"). Dann wussten wir, dass wir mit Nancy und Roger an die Richtigen geraten waren, ein unkompliziertes Ehepaar aus dem liberalen Ostküstenestablishment.

Aus wildfremden Leuten jenseits des Atlantiks wurden Menschen, denen wir unsere Wohnung anvertrauten.

Eingewöhnen

In ihrem Haus finden wir nach der Ankunft neben dem Willkommensbrief auch den Autoschlüssel und Metrofahrkarten auf dem Wohnzimmertisch, außerdem Stadtpläne, Museumsführer und Wanderkarten von Washington und Umgebung. Zugleich haben Nancy und Roger einen Leitfaden zusammengestellt, wie man sich bei ihnen schnell heimisch fühlt. Wir lernen, wie wir die Klimaanlage zum Laufen bringen, dass die Pizzeria in der Carroll Street besser ist als jene in der Maple Avenue und die Mülltrennung in Washington nicht weniger kompliziert als die in Berlin.

Rasch machen wir uns mit dem Haus vertraut. Die Damen erkunden die Küche näher, ich inspiziere die Bücherregale. Bevor die Koffer ausgepackt sind, haben die Kinder schon den WLAN-Code in ihre Handys

eingegeben. Noch wissen wir nicht, wozu die fünf Fernbedienungen gut sein sollen und warum auch der Ventilator angeht, wenn man im Schlafzimmer das Licht einschaltet. Aber das wird sich finden. Nach und nach nehmen wir die Wohnung in Besitz, verschieben Stühle, räumen Kissen zur Seite und bestücken – nach einem Großeinkauf im Supermarkt – Kühlfach und Küchenschränke. Am Abend lümmeln wir uns jetlagmüde und aufgedreht zugleich bei Wein und Crackern auf die Sofas und denken: Gäbe es eine Liste der Dinge, die wir im Leben richtig gemacht haben – das Haustauschen käme unter die Top 10.

Beim ersten Mal waren wir da noch ängstlicher und dachten viel an zu Hause: Einbruchsoffer sollen ja selbst Jahre später unter dem Eindringen in ihre Privatsphäre leiden. Und wir holen uns Fremdlinge freiwillig in die Wohnung! Übers Internet! Damit sie in unserer Dusche duschen, unser Klo nutzen und im Bett, na ja ...

Sie könnten in Fotoalben blättern, Briefe lesen. Identitätsklau, Facebookpartys, Vandalismus: Denkbar ist vieles. Zwar schließt man vor dem Tausch eine Vereinbarung, in der man zusichert, mit dem fremden Eigentum respektvoll umzugehen. Im Konfliktfall ist das Papier aber wertlos, da es keinerlei Rechtsgültigkeit besitzt. Für ängstliche Zeitgenossen und Juristen ist Haustauschen eher nichts. Man geht ein Risiko ein und hat nur eine Sicherheit: die Wohnung der anderen.

Dieses Pfand ist jedoch ziemlich wertvoll, es zwingt zur Rücksicht. Zudem ist die Community der 65.000 HomeExchanger ziemlich homogen, egal, ob die Mitglieder aus Vancouver, Rom oder Washington stammen. Eine Studie der Universität Bergamo fand heraus, dass der typische HomeExchanger zwischen 35 und 64 Jahre alt ist und einen akademischen Abschluss besitzt. Er kauft Bioprodukte, ist sozial engagiert und kulturell interessiert. Zudem glaubt er, "dass man anderen Menschen im Grunde vertrauen kann".

Ein anderes Leben anprobieren

Ein paar Vorsichtsmaßnahmen treffen viele dennoch: Nancy und Roger haben ein Zimmer im ersten Stock abgesperrt. Andere bringen Wertvolles und Persönliches zu Freunden. Wir schließen nur Scheckkarten, Schmuck und Laptop weg. Wer will, mag unsere alten Zeugnisse lesen. Für Fremde scheinen sie uns von dürftigem Unterhaltungswert.

Leben

Die meisten bisherigen Tauschwohnungen waren eingerichtet wie unsere zu Hause: modern, hell und offen, Ikea in edel. Das Haus in Washington ist dagegen in die Jahre gekommen, die Zimmer sind etwas vollgestellt. Wahrscheinlich hat sich einfach mehr Tand angesammelt, wenn man über siebzig ist. Manchmal weht uns daraus etwas an aus dem Leben der anderen: Was ist mit dem kleinen Kind passiert, das auf späteren Fotos nicht mehr auftaucht? Wer ist die Frau neben Roger, die nicht wie Nancy aussieht? Doch allzu viele Gedanken machen wir uns nicht über die beiden. Stattdessen sind wir damit beschäftigt, uns einzuleben. Wir lesen morgens die Washington Post, sitzen abends auf der Terrasse mit Blick auf den verwilderten Garten. Wenn wir im Vorortzug zu den wohl besten Museen der Welt (auch für Kinder!) fahren, merken wir anhand unserer Mitreisenden aus den Außenbezirken: Washington ist eine mehrheitlich schwarze Stadt. Als Normalo-Touristen in einem zentral gelegenen Hotel hätten wir davon nur gelesen.

Nach ein paar Tagen schickt uns Nancy eine E-Mail: Ob wir wüssten, dass morgen die White House Garden Tour sei, zu der das Weiße Haus jedes Jahr im Herbst seinen Garten für Besucher öffne? So streifen wir am nächsten Tag mit Tausenden anderen durch die Anlagen, stehen vor Michelle Obamas Kräuterbeeten, drängeln uns vor dem Eingangsportal. Da schwenken plötzlich alle Köpfe in Richtung Rosengarten. Ein Mann in Jeans und grünem Pullover strebt mit federndem Schritt zum West Wing und winkt herüber wie ein guter Nachbar: Mr. President.

Der Haustausch hat uns schon so manches Alltagsabenteuer beschert. Josep aus Barcelona haben wir den Hinweis auf die Fußballkneipe zu verdanken, in der wir das Spiel Barça gegen Atlético sahen. Auch den dreitägigen Feuerwerkswettbewerb in Vancouver hätten wir ohne den Hinweis von Drew und Daphne verpasst. Dazu hat diese Urlaubsform den Vorteil, dass man die Ausrüstung der Tauschpartner einfach nutzen kann, ohne Organisationsstress oder Mietgebühren. In Vancouver durften wir Mini fahren, in Rom entdeckten die Jungs Schränke voller Comics, in Madrid nutzten sie die Roller, um durch die Stadt zu sausen.

Mit der Campingausrüstung unserer Tauschfamilie aus Quebec verbrachten wir zwei Nächte im Nationalpark. Und in Amsterdam konnten wir morgens aus dem Schlafzimmer zum Baden in eine Gracht springen.

Perfektion sollte man nicht erwarten: In Washington dauert es einige Stunden, bis das Haus endlich einigermaßen warm ist. Ich hasse Sofas ohne Leselampe – und an die Tatsache, dass man in amerikanischen, französischen oder kanadischen Ehebetten nur eine gemeinsame Decke hat, werde ich mich nie gewöhnen. Doch die Vorteile überwiegen. Und bisweilen, stellen wir in diesem Urlaub fest, hat es auch seine Vorzüge, sich in einem Vorort einzuquartieren: Wer mitten in der Stadt wohnt, hat oft wenig Kontakt zu Nachbarn. Hier draußen dagegen spricht sich schnell herum, dass eine Familie aus Germany da ist. Noch in Berlin bekamen wir eine E-Mail von John und Chris, Freunden von Nancy und Roger: Wir sollten doch einmal vorbeikommen, am besten zum Cocktail.

Ein paar Tage vor unserer Abfahrt ist es so weit. John und Chris wohnen in unserer Straße und sind etwas betuchter, wie sich herausstellt. Man führt uns durch die 20-Zimmer-Villa, zeigt uns das Musikzimmer des Hausherrn (ein pensionierter Musikmanager) und erzählt von den Hirschen, die manchmal plötzlich im Garten stehen. Dann mixt John Martinis und Manhattans, reicht dazu Oliven und Käse. Chris berichtet von ihrer Charity-Arbeit mit Latino-Einwanderern, wir plaudern über Fußball und Football, Merkel ("remarkable") und Trump ("never ever"). Als wir uns fragen, wann wir wohl von der Küche ins Wohnzimmer wechseln, bedeuten uns Chris und John, es sei nett gewesen und dass wir sicher noch anderes vorhätten.

Nach ziemlich exakt zwei Stunden sind wir wieder draußen. Ein typisch amerikanischer Vorabendcocktail. Ungezwungen eingeladen, locker rausgeschmissen: Das hat Stil, sagen wir uns, als wir wieder auf der Straße stehen. Davon könnten wir vielleicht etwas lernen.

Chris, John und Obama, sie sind die Highlights dieser Haustauchferien. Doch noch wichtiger ist das, was nebenbei geschieht. Immer wieder verbringen wir den ganzen Tag, ohne etwas zu unternehmen, im Sessel oder auf der Gartenliege. Im Haus findet jeder seinen Platz. Das Auto wird nur selten bewegt. Wir gießen die Blumen, putzen, kaufen im Supermarkt ein, grillen und beobachten Eichhörnchen im Garten – werden zwei Wochen lang zu Washingtonians. Beim Haustauchen geht es nicht nur ums Ferienmachen, sondern auch darum, ein anderes Leben anzuprobieren.

Zurückkommen

Am letzten Tag ist es ab Mittag aus mit der Gemütlichkeit: Wir müssen die Wohnung von unseren Spuren befreien. Unter drei Stunden Saugen, Wischen und Aufräumen ("Wo lagen noch die Kissen?") geht es nicht. Nancy und Roger sollen ihr Haus genau so vorfinden, wie sie es verlassen haben. Dazu legen wir ein überschwängliches Dankeschreiben auf den Tisch. Später werden wir die beiden auf HomeExchange außerdem mit fünf Sternen bewerten.

Zurück in Berlin, befällt mich wieder das Kribbeln vor der Tür: Wie hat unsere Wohnung den Tausch überstanden? Ein Blick ins Wohnzimmer, ein Gang ins Bad, der Wischtest mit dem Finger in der Küche – alles tadellos wie immer. Unsere Verlustliste nach neun Tauschtrips ist kurz: eine Ikea-Lampe, mehrere Gläser, zwei Gitarrensaiten, ein paar verdorrte Balkonpflanzen.

Gewonnen haben wir dagegen viel: Einblicke in fremde Welten; unzählige Familienerlebnisse; die Erfahrung, dass, wer vertraut, gewinnt; die eine oder andere Idee fürs eigene Leben. Nur neue Freundschaften haben wir nicht geknüpft. Aber auch das ist angenehm – keine Verpflichtungen, kein lästiges In-Kontakt-Bleiben. Manchmal schickt man sich noch ein paar E-Mails hin und her. Von Nancy und Roger erhalten wir zu Weihnachten eine Postkarte. Das Haus in Washington werden wir immer in Erinnerung behalten, seine Besitzer wohl nicht. Wir haben sie schließlich nie getroffen.

So begeistert wie wir scheinen die meisten Haustaucher von ihren Ferien zu sein: Laut der Befragung der Universität Bergamo sind nur 6 Prozent "unzufrieden", 77 Prozent dagegen "sehr zufrieden". Leider trägt diese Urlaubsform aber nicht dazu bei, unsere jährlichen Reisekosten zu senken. Wir fahren jetzt einfach öfter und weiter weg, bleiben länger. Noch in Washington träumten wir uns am Bildschirm in die nächsten

Häuser: Da ist doch diese tolle Villa in Sydney oder das Strandhaus in Costa Rica. Und wann endlich kommt ein gutes Angebot aus Japan?

Nur einen Wohnungstausch haben wir in schlechter Erinnerung: Anfangs standen wir tatsächlich vor verschlossener Tür. Unsere Tauschpartner waren Monate zuvor umgezogen, ohne es uns mitzuteilen. Als wir endlich an der richtigen Adresse waren, fanden wir die Wohnung fast ohne Geschirr vor und mit einem so unbequemen Sofa, dass niemand darauf sitzen konnte. Es war der einzige Tausch, der nicht übers Internet lief. Die Wohnung gehörte Freunden.

Adressen
Neben großen Haustausch-Plattformen wie HomeExchange, HomeLink oder HomeforHome existieren Spezialseiten für Design-Liebhaber, Ferienhaus-Besitzer oder Wissenschaftler.
Kosten
Die meisten Organisationen nehmen eine Jahresgebühr von um die 100 Euro. Dafür kann man so oft tauschen, wie man möchte. Da nur für Anreise und Verpflegung Kosten entstehen, reduzieren sich die Urlaubsausgaben je nach Ziel um dreißig bis siebzig Prozent
Strategien
Wer eine Wohnung oder ein Haus in guter Berliner, Münchner oder Hamburger Lage besitzt, ist begehrt. Aber auch aus Zwickau oder Siegen lässt sich tauschen. Die eigene Wohnung sollte man im Steckbrief anpreisen, aber bedenken: Für viele Tauscher zählt Authentizität. Selber aktiv werden ist zielführender, als abzuwarten, ob sich jemand aus der Wunschregion meldet. Meist verschickt man fünf bis zehn Anschreiben, bis ein geeigneter Partner gefunden ist.

Quelle: <http://www.zeit.de/2016/24/haustausch-test-urlaub-ferienwohnung-gesetz/komplettansicht>